

Rabindranath Tagore

Autor(en): **Baumann, Lina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rabindranath Tagore.

Von Dr. Lina Baumann, Zürich.

In einer Zeit, da Groll und Mißtrauen in den Völkern und Rassen das bessere Selbst gefesselt halten, tut es wohl, zu bedenken, daß es dennoch Mächte gibt, die diese selben Völker und Rassen in schönem Verstehen zu einer großen friedevollen Gemeinschaft zusammenschließen. Eine dieser wundertätigen Mächte ist die Kunst. Wie ein kostbar buntgewirktes Band, dessen Gewebe oft seltsam, aber immer sinnvoll und bedeutungsvoll ist, umschlingt sie alle Menschen und macht aus Verkündern und Lauschern und Schauenden eine andächtige Gemeinde, die sich dem Edelsten und Reinsten hingibt, das die Göttlichkeit auf Erden offenbart.

Zu diesen Kündern gehört Rabindranath Tagore, der über Zeit und Ort hinaus auf jener hohen Warte steht, die in göttlichem Glanze leuchtet. Seine Kunst reißt alle engen Schranken, alle Vorurteile nieder und will die Menschen, wo und wann sie auch leben, zu einem großen Brudertum verbinden, wo Milde und Güte walten. Die Rassen verschwinden, die reine Menschlichkeit steht im Glanze ihrer Gottähnlichkeit vor uns. Der Indier Rabindranath Tagore ist uns nicht mehr rassenfremd, er ist einer der Unseren geworden, einer der Größten, die je durch ihren Genius den Weg zur Menschheit gefunden.

Eines seiner letzten Werke „Stray Birds“ *) (Schweifende Vögel), Aphorismen in poetischem Gewande, zeigt uns den Weisen in seiner unendlichen Liebe, seiner großen poetischen Kraft, in seiner ganzen reinen Menschlichkeit. Die Summe seines Wesens erschließt sich darin mit herrlicher Klarheit.

Als Schlüssel für seine Erscheinung scheint mir das folgende Wort maßgebend: „Wer Gutes tun will, klopft ans Tor; wer liebt, findet das Tor offen.“ So spricht der Mensch, der in großer Liebe für seine Mitmenschen glüht, aber auch der Weise, dessen abgeklärte Seele ausgeht, Liebe zu üben. Wie sehr Weisheit

und Liebe, in praktischer Tätigkeit offenbart, für ihn eins sind, wird uns schon aus diesem ersten Worte klar; es gibt für Tagore keine blasser, welkenferne Weisheit, keine schöne Philosophie, die sich im Gedanklichen verliert und nicht den Anschluß ans tätige Leben findet. Für ihn wie für Goethe ist Weisheit Kraft zum sozialen Wirken im Leben, ein Band, das den Menschen mit allen Geschöpfen aufs engste verbindet. — Darum fühlt er sich auch in innigstem Zusammenhang mit der Welt: „Das Leben findet seinen Reichtum in den Forderungen der Welt und seinen Wert in den Forderungen der Liebe.“ Die Welt gibt ihm alles, da sie das wahre Arbeitsfeld für seine ganze Seele ist. Diese selbe Welt, die für andere der Kampfplatz aller Leidenschaften ist, offenbart ihm ihre Sehnsucht nach Liebe: „Die gewaltige Wüste brennt nach der Liebe eines Grashalms, der sein Köpfchen schüttelt und lacht und davonfliegt“. Die Welt flüstert ihm süße Worte zu, sein Herz tut sich weit auf und empfängt sie mit seiner Liebe; oder er sitzt am Fenster, und die morgendliche Welt hält einen Augenblick inne, nicht wie ein Vorübergehender ihm zu und eilt weiter. Aber sie löst nicht nur Wonne und Glück in ihm aus, sie tut ihm auch weh, indem sie über die Saiten des verweilenden Herzens dahinrauscht und Trauer erklingen läßt: „Mein Herz schlägt seine Bogen an die Küste der Welt und setzt darauf sein Siegel in Tränen mit den Worten: Ich liebe dich“. Die Welt erfüllt ihn mit Unruhe, und er weiß nicht, ist es seine Seele, die hinaustastet ins Weite oder die Seele der Welt, die an sein Herz pocht, Einlaß begehrend. Aber am Ende lebt in ihm eine unendliche Liebe, eine schöne Harmonie mit diesem Leben: „Ich kam an deine Küste als ein Fremdling, ich lebte in deinem Hause als ein Gast, ich verlasse deine Türe als Freund, du meine Erde“. — „Ich habe gelitten und gezweifelt und den Tod erkannt, und ich bin glücklich, in dieser großen Welt zu sein.“ — „Wir leben in dieser Welt, wenn wir sie lieben.“

Es ist selbstverständlich, daß ein Dich-

*) Stray Birds, by Sir Rabindranath Tagore. Macmillan & Co., London. 1917. Uebersetzungen nach der englischen Fassung des Dichters.

ter, der die Welt so liebt, im engsten Zusammenhang mit der Natur stehen muß. Darum strömt eine wundervolle Naturbeseelung aus seinen Aphorismen, eine Beseelung, die mit Liebe in das innerste Wesen der Dinge dringt und das Einigende sucht. „Der Weg ist einsam unter der Menge; denn er findet keine Liebe.“ — „Ich bin wie der Weg in der Nacht, der den Tritten seiner Erinnerungen lauscht in Schweigen.“ — Die Bäume sind ihm Ausdruck der Sehnsucht, der betenden Seele, des Friedens: „Die Bäume kommen herauf zu meinem Fenster gleich der sehnenden Stimme der stummen Erde.“ — „Der Kummer in meinem Herzen wird sanfter Friede wie der Abend in den stillen Bäumen.“ — Beim Anblick des kleinen Blümchens blüht ein schalkhafter Humor aus seinen Augen, und er sagt in feinem Verstehen des jugendlichen Wichtigtuns: „Das kleine Blümchen öffnet seine Knospe und ruft: Du liebe Welt, ach, welcke nicht!“ — Ein schönes Bild findet bei ihm Goethes Wort von der Ehrfurcht: „Die Sonnenblume schämte sich, in der namenlosen Blume am Himmel ihre Ruhme zu erkennen. Die Sonne erhob sich und lächelte sie an und sagte: Geh's dir gut, mein Liebling?“ Wahre Größe vermag auch das Kleine zu schätzen, oder besser, wahre Größe allein besitzt den richtigen Maßstab für das Wesen der andern: „Wie kann ich dir singen und dich anbeten, o Sonne? fragte die kleine Blume. Mit dem einfachen Schweigen deiner Reinheit, antwortete die Sonne.“ — Einem Heimverlangen, wie es der einfachste Mensch in sich trägt, gibt der Dichter vollendet künstlerischen Ausdruck: „Der Abendhimmel ist für mich wie ein Fenster und eine erleuchtete Lampe und ein Warten dahinter.“ So ist ihm alles Vergängliche ein Gleichnis: „Das Zirpen des Heimchens und das Rauschen des Regens dringen durch das Dunkel zu mir wie Traumesrauschen meiner vergangenen Jugend.“ Seine Natur liebt die Stille: „Das Gefäß meines Herzens taucht' ich in diese stille Stunde; es füllte sich mit Liebe.“ — „In meines Herzens Einsamkeit fühle ich die Klage dieses trauernden Abends, den Nebel und Regen verschleiern.“ Aber das Quietistische und die herr-

liche Gelassenheit, die Tagore eigen sind, entfremden ihn nie dem tätigen Leben mit seinen Forderungen; seine ganze Seele schwingt mit im Lieben und Leiden und Wirken der Menschen.

Schöne, tiefe Worte von großer Einfachheit und dichterischer Vollendung prägt Tagore von der Frau. Wohl denken wir dabei an die Frauenverehrung der alten Mystiker; aber das Religiös-Ekstatische liegt ihm fern, seine feine Beobachtung gibt uns Bilder von eigenartigem Reiz und zeigt sein tiefes menschliches Verstehen: „Weib, wenn du schaffst in deinem Hause, singen deine Glieder wie der Bergquell in den Kieseln.“ — „Weib, mit der Anmut deiner Finger berührtest du meine Dinge, und Ordnung klang heraus wie Musik.“ — „Weib, wie das Meer die Erde, so umgibst du das Herz der Welt mit der Tiefe deiner Tränen.“ —

Ganz Mystiker ist er in den Aphorismen, die sein Verhältnis zu Gott ausdrücken: „Dieses Sehnen gilt dem Einen, den ich im Dunkeln fühle, aber am Tag nicht sehe.“ — „Ewiger Wanderer, du wirfst die Spuren deiner Tritte finden in meinen Liedern.“ — „Eines Tages werd ich dir singen im Morgenrot einer andern Welt: Ich sah dich schon im Licht der Erde, in der Liebe des Menschen.“ — „Sind einst alle Saiten meines Lebens gestimmt, mein Meister, dann wird bei deiner Berührung immer die Musik der Liebe erklingen.“

Der Grundzug seines Wesens ist eine ergreifende Demut; darum sieht er diese Demut auch in der Natur: „Die Nacht öffnet die Blumen in der Stille und läßt den Tag den Dank empfangen.“ — „Wie weit bist du von mir, o Frucht! Ich bin verborgen in deinem Herzen, o Blume!“ — „Danke der Flamme für ihr Licht; aber vergiß nicht den Lichtträger, der mit geduldiger Ausdauer im Schatten steht.“ Am herrlichsten aber tritt diese Demut heraus, wenn er von sich selbst sagt: „Ich kann nicht das Beste wählen. Das Beste wählt mich.“ Und stolz bescheiden wie Nathan sagt er: „Trinke meinen Wein aus meinem eigenen Becher, mein Freund. Er verliert seinen perlenden Schaum in dem eines andern.“ — „Ich bin gleich der



Ernst Lind, Bern.

Die heiligen drei Könige.
Lithographie.

Herbstwolke ohne Regen; sieh meine Fülle im reifen Reisfelde.“ Und eins mit seinen Mitmenschen sagt er: „Ich danke dir, daß ich kein Rad bin der Macht, sondern eins mit den lebendigen Geschöpfen, die es zermalmt.“

Solche Worte zeigen seine Diesseitigkeit, die durch den starken mystischen Einschlag, der ihm eigen ist, sich nicht schwächen läßt. Und aus dieser lebenbejahenden Kraft fließt seine praktische Weisheit, die uns beherzigenswerte, eindringliche Worte schenkt: „Wir lesen die Welt falsch und sagen, sie betrügt uns.“ — „Das Leben ist uns geschenkt; wir verdienen es, indem wir es hingeben.“ — „Dunkelheit geht dem Licht entgegen, aber Blindheit dem Tode.“ — „Sage nicht, es ist Morgen, und entlaß ihn mit einem alten Namen. Sieh ihn zum ersten Mal als ein neugeborenes Kind, das keinen Namen hat.“ — „Wenn du allen Irrtümern die Türe verschließt, wirst du auch die Wahrheit hinaus-schließen.“ — „Wer zu geschäftig ist, Gutes zu tun, findet keine Zeit, gut zu sein.“

Der Weise, den Innigkeit des Gemüts auszeichnet, prägt das mahnende Wort, das unserer dem Intellekt huldigenden Zeit ganz besonders gilt: „Ein Geist, ganz Logik, gleicht dem Messer, das nur Schneide ist. Es macht die Hand bluten, die es braucht.“ Ueber Zeit und Raum hinaus reicht Tagore hier wieder Goethe die Hand.

Wort und Klang, Bild und Rhythmus sind in allen diesen Sprüchen aufs feinste ausbalanciert, so daß Form und Gehalt in schönster Weise harmonieren. Das Verhältnis des Dichters zu Gott und Mensch und Leben, seine Hingabe an das ganze Sein, eine uner schöpfliche Welt von Gedanken und Gemüt, von hohem Künstler-tum tut sich uns in diesem Werk auf, das uns zeigt, daß der große Künstler auch ein großer Mensch ist.

II.

Bei der Ehrfurcht, die Rabindranath Tagore auch dem Kleinsten entgegen-bringt, bei der Liebe, womit er es umfaßt ist es beinahe selbstverständlich, daß er das Kind besingt. *The Crescent Moon* *) (*Der*

wachsende Mond) nennt er sein Buch, in dem uns sein Lied vom Kinde in reich wechselnden, immer neuen Melodien entgegenklingt. Er sieht eine tiefe Symbolik im Tun des Kindes, er lernt daraus höchste Weisheit und Wahrheit.

Mit einem vollen Akkord, der gleich Orgelton den ewigen Gesang alles Seins anhebt, setzt dieses Lied ein: Aus dem dunkelnden Lande, in dem die Spur eines Kinderliedes aufleuchtet, steigt dem Dichter das Bild der Heimstätten empor, die die nächtliche Erde mit ihren Armen umschließt, Heimstätten mit Wiegen und Betten, wo Mutterherzen und Abendlampen glühen und junges Leben, das glücklich ist mit einem Frohsinn, der nichts ahnt von seiner Bedeutung und seinem Wert für die Welt.

Derselbe Gedanke von der innigen Berührung des Unendlichen mit dem Engbegrenzten, von der Ahnungslosigkeit der Kinderseele, in der aller Reichtum und vielleicht letzten Endes auch alle Weisheit liegt, ist ausgedrückt in dem Gedicht: „An der Meeresküste.“ An der Küste endloser Welten spielen die Kinder mit leeren Muscheln und welken Blättern, aus denen sie Boote flechten, die sie lächelnd auf der weiten Tiefe dahingleiten lassen. Sie können weder schwimmen noch Netze werfen. Und während Perlfischer nach Perlen tauchen und Kaufleute in ihren Schiffen dahinssegeln, sammeln sie Kiesel und verstreuen sie wieder. Todbringende Wogen singen ihnen unverstandene Lieder, Stürme ziehen am pfadlosen Himmel, und Schiffe zerschellen im weglosen Wasser; der Tod geht um, und die Kinder spielen an der Küste endloser Welten, glücklich in den nichtigen Schätzen, die ihnen alles sind. Diese höhere Weisheit des Kindes formuliert er ein andermal so: „Was du immer findest, schaffst du zu frohem Spiel; ich aber verschwende Zeit und Kraft an Dinge, die ich nie erringen kann. In meinem schwachen Rahn kämpfe ich mich durch das Meer meiner Wünsche und vergesse, daß auch ich ein Spiel-spiele“ *).

Der Titel „Der wachsende Mond“ ist in doppeltem Sinne symbolisch: Vom Land des jungen Mondes, wo es in herr-

*) *The Crescent Moon*, by Rabindranath Tagore. Macmillan & Co. Translated from the Original Bengali by the Author, London 1917.

*) Uebersetzungen nach der engl. Fassung des Dichters.

licher Freiheit und vollkommener Glückseligkeit lebte, kommt das Kindchen zur Mutter, wohlwissend, daß selbst in einem kleinen Winkel ihres Herzens Raum ist für unbegrenzte Freude, und daß es süßer ist als Freiheit, von ihren lieben Armen eng umschlossen zu werden. Aus dem unbewußten Sein, dessen tiefen Sinn und Reichthum der Dichter in zarten Liedern deutet, erwacht die Seele des Kindes und lallt und jubelt und erzählt von ihrer Welt voll stiller Freude und großer Erwartungen. Im „Seefahrer“ läßt er uns in die Phantasiwelt des kleinen Indiers schauen: Das Boot, das der Junge schon lange hat trägt in der Werft liegen sehen, lockt ihn in die Ferne. Mit hundert Rudern möchte er es bemannen, seine Segel hissen und die sieben Meere und dreizehn Flüsse des Märchenlandes befahren. — Das jenseitige Ufer beschwingt seine Sehnsucht. Dort hinüber ziehen die Männer in ihren Booten am frühen Morgen mit dem Pflug auf den Schultern, um die fernen Felder zu bebauen, dorthin lassen die Kuhhirten die brüllende Herde schwimmen zur Flußweide. Dort drüben sind seltsame Teiche, wo Schwärme wilder Enten nach der Regenzeit weilen und Wasservögel ihre Eier legen, wo Schnepfen mit wippenden Schwänzchen winzige Fußspuren in den weichen weißen Sand treten, wo am Abend die hohen Gräser die Mondstrahlen einladen, auf ihren weißen Blütenwogen zu tanzen. Und wenn der Tag den mittäglichen Himmel erklimmt, dann will der kleine Junge zur Mutter eilen und rufen: Mutter, ich bin hungrig! Wenn aber der Tag vergangen ist und die Schatten unter den Bäumen kauern, dann will er in der Dämmerung heimkehren zur Mutter. („Das jenseitige Ufer.“) — So kennt der Dichter alle Wünsche und Sehnsüchte des kleinen Herzens, seine ganze Zauberwelt, und offenbart sie bald in plastisch geschauten, farbigen kleinen Gemälden, bald in intim raphaelitischen Bildern von unendlichem Liebreiz und rührender Kindlichkeit oder in Märchen voll feiner Einbildungskraft und liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, die dem Weben der Kinderphantasie aufs zarteste abgelauscht sind. Da malt sich das kleine Kind aus, es möchte einmal eine Blüte hoch oben am

Champa-Baume sein. Wie wollte es sich schütteln im Winde und über den neuentsprossenen Blättern tanzen. Wie wollte es heimlich seine kleinen Blumenblätter öffnen und die Mutter bei der Arbeit beobachten, den Duft der Blüte über ihr ausströmen, wenn sie nach dem Bade mit aufgelöstem Haar durch den Schatten des Baumes wandelte zum kleinen Hof, wo sie ihre Gebete verrichtet. Und wenn sie nach dem Mittagmahle vom Baume beschattet, lesend am Fenster saße, da wollte es seinen winzig kleinen Schatten gerade auf die Stelle der Seite werfen, wo sie liest, und sie sollte nicht ahnen, daß es ihres Kindes Schatten sei. Aber wenn sie Abends mit leuchtender Lampe hinaus in den Stall ginge, dann wollte es plötzlich vor ihr niederfallen, wieder ihr kleines Kind sein und um eine Geschichte bitten, und wenn sie fragte: Wo hast du gesteckt, du loser Schelm? dann würde es antworten: Das sag ich dir nicht, Mutter. — Die Duftigkeit und Kraft dieser Bilder, die feine Beobachtung, die stille Innigkeit der Liebe, die schalkhafte Anmut, machen dieses Gedicht „Die Champa-Blüte“ zu einem der einzigartigsten der Weltliteratur.

Dieses innige Verhältnis von Mutter und Kind bildet das Thema von anderen Gedichten, die die Zartheit und Glut der Mutterliebe zeigen. Unendlich feinführend und doch wieder leidenschaftlich ist die Sehnsucht der jungen Frau nach dem Kinde in dem Gedicht „Der Anfang“ ausgedrückt. Das Kind fragt die Mutter: „Woher kam ich? wo hast du mich gefunden?“ und tief ergriffen drückt sie es an ihr Herz und taucht hinunter in ihre frühesten Erinnerungen. In die Süße seines Anblicks versunken, antwortet sie: „Du warst in den Puppen meiner Kinderspiele, und als ich aus Erde das Bild meines Gottes gestaltete, formte ich dich. Du warst in der Gottheit unseres Hauses, in ihrer Anbetung betete ich dich an. In all meinem Hoffen und Lieben, in meinem Leben, im Leben meiner Mutter hast du gelebt. Im Schoß des unsterblichen Geistes, der über unserm Hause waltet, wurdest du gehegt. Als mein junges Herz seine Blüte öffnete, schwebtest du als Duft darüber. Deine zarte Weichheit lag über meinen jungen

Gliedern wie ein Glühen am Himmel vor Sonnenaufgang.“ Und überwältigt vom Mysterium ihres Schatzes, der allen gehört, fragt sie sich, welcher Zauber ihr diesen Reichtum in die Arme gedrückt. — Durch diese herrliche Vergeistigung hat der Dichter die Freude, das Entzücken der Mutterchaft in den großen Zusammenhang gerückt; noch nie ist sie inniger, tiefer empfunden und poetischer gestaltet worden.

Töne zartester Liebe und ergreifender Sehnsucht findet Tagore für das sterbende Kind:

Das Ende.

Es ist Zeit für mich zu gehen, Mutter. Ich gehe.

Wenn du im bleichen Dämmer der einsamen Frühe die Arme nach deinem Kind im Bettchen ausstreckst, werde ich sagen: Dein Kind ist nicht dort! — Mutter, ich gehe.

Ich werde ein leises Lüftchen sein und dich lieblosen, ich werde als feine Wellchen im Wasser dich küssen und wieder küssen, wenn du badest.

In der Sturmnacht, wenn der Regen auf die Blätter rauscht, wirst du auf deinem Lager mein Flüstern hören, und mein Lachen wird mit dem Blühtstrahl durch das offene Fenster deiner Kammer aufleuchten.

Wenn du wach liegst bis in die späte Nacht und an dein Kindchen denkst, werde ich dir aus den Sternen singen: „Schlaf, Mutter, schlaf.“

Auf den wandernden Strahlen des Mondes werde ich mich an dein Bett stellen und an deinem Herzen liegen, während du schläfst.

Ich werde ein Traum sein, und durch die kleine Oeffnung deiner Augenlider will ich in die Tiefe deines Schlafes schlüpfen, und wenn du erwacht und erschreckt um dich blickst, will ich wie ein schimmerndes Leuchtkäferchen ins Dunkel hinausfliegen.

Wenn am großen Puja-Fest die Nachbarkinder kommen und ums Haus spielen, werde ich in die Musik der Flöte zerfließen und in deinem Herzen pochen den ganzen Tag.

Die liebe Base wird mit Geschenken kommen und fragen: „Wo ist unser Kindchen, Schwester?“ Dann wirst du, Mutter, ihr leise sagen: „Es ist im Apfel meines Auges, in meinem Körper, in meiner Seele.“

Dieselbe Hingebung der Liebe, dieselbe Sehnsucht atmet das Gedicht: „Der Ruf“. In schmerzlich süßem Verlangen ruft die Mutter nach ihrem Liebling.

Dunkel war die Nacht, alle schliefen, als sie dahin ging.

Dunkel ist die Nacht jetzt, und ich rufe nach ihr: „Komm zurück, mein Liebling. Die Welt schläft, und keiner wüßte es, wenn du kämest, auf eine kleine Weile nur, während die Sterne in tiefes Schauen versunken sind.“

Sie ging dahin, als die Bäume sproßten und der Frühling jung war.

Nun sind die Blumen voll erblüht, und ich rufe: „Komm zurück, mein Liebling. Die Kinder pflücken die Blumen und werfen sie achtlos weg. Und wenn du kommst und dir eine kleine Blüte nimmst, wird keiner sie missen.“

Die spielten, spielen noch immer, so verschwenderisch ist das Leben.

Ich lausche ihrem Geplauder und rufe: „Komm zurück, mein Liebling; denn der Mutter Herz ist voll von Liebe bis zum Rande, und wenn du kommst, dir einen einzigen kleinen Kuß von ihr zu holen, wird es dir keiner mißgönnen.“

Oft ist es, als hörten wir die ewigen Worte der Psalmen, und dann wieder vernehmen wir eindringlich die Mahnung des göttlichen Kinderfreundes in dem Gedicht „Der Engel“, das einem inbrünstigen Gebet gleich aus dem Herzen des Dichters steigt, beseelte Liebe und herrlichen Glauben an die Reinheit und Macht des Kindes offenbarend. Von ihm erhofft er die Erlösung der kampfesfüllten Welt:

Laß sie dein Antlitz schauen, mein Kind, und so das Wesen der Dinge erkennen; laß sie dich lieben und so einander lieben.

Komm und nimm Wohnung im Herzen des Unendlichen, mein Kind. Bei Sonnenaufgang öffne und erhebe dein Herz wie eine blühende Blume, und beim Niedergange neige dein Haupt und vollende in Schweigen den Gottesdienst des Tages.

So greift der Dichter an den Anfang zurück: Was ist klein? was ist groß? Die Antwort liegt bei ihm, der uns das Kind gedeutet hat. Eine herrliche Offenbarung des Göttlichen im Kinde findet in weichen, lieblichen, dann wieder gewaltigen Melodien ihren Ausdruck. Wohl sind die Bilder und Töne der Welt, die uns Tagore zeigt, gedämpft und seltsam umflort, oft muten sie uns fremd an; aber das Seelische, dem sie Ausdruck geben, ist das allgemein Menschliche, das mit wunderbarer Innigkeit betont ist.

Nur einmal noch ist in der englischen Literatur das Kind in seiner Schönheit und Göttlichkeit mit solch hingebender Liebe besungen worden. William Blake hat mit der ganzen ekstatischen Glut seiner

Seele die Köstlichkeit des Kindergemütes hinausgejubelt, seine Schmerzen und Qualen erschütternd geklagt. Während aber bei ihm alles in der Farbenpracht eines Corregio brennt und leuchtet, ist die

Klangfarbe der Tagoreschen Lieder gedämpft; verhaltenes Gefühl bebt und zittert in ihnen und reiht sie dem poetisch Reizvollsten und Herrlichsten ein, was die Weltliteratur besitzt.

Der Kabe Klas.

Nachdruck verboten.

Von Richard Schneiter, Winterthur.

Am 29. Februar wurde dem Rabenpaare Klas, das auf der Fichte am östlichen Rande des Wäldchens horstete, ein Junge geboren, der in der Taufe den Namen Peter erhielt.

Zum Taufmahl luden die Eltern den Pfarrer, die Hebamme, den Paten und die Patin ein. Mit ehrbarem Drange sprach man den aufgestellten guten Dingen zu und würdigte besonders einen Rotwein, den der alte Klas gratis aus dem nahen Rebberg bezog; dann beriet man, wie es Sitte, die künftige Laufbahn des Täuflings und wurde einig, daß er dereinst einen Beruf wählen solle, für den ein schöner schwarzer Frack Bedingung sei. Die Mutter wünschte sehnlichst, es möchte ein Kanzelredner sein, worin ihr der Pfarrer Beistand leistete. Der Vater war zähe für das Lehrfach, wenn möglich Philologie; ihm hielt die Hebamme den Daumen. „Larifari!“ sagte der Onkel Pate, „er werde Advokat, sein Maul ist groß genug!“ Der Pfarrer fragte ordnungshalber noch die Patin: diese hätte am liebsten einen Kellner gehabt, denn dies war ihr Ideal.

„Gut,“ warf hier unerwartet der Täufling ein, „das läßt sich hören.“

„Was läßt sich hören, du Naseweis?“ rief der Vater.

„Zahlfellner,“ sagte Peter. „Kellner, bitte zahlen!“

Der Vater hieb ihm auf den Schnabel. „Sei nicht vorwichtig!“

„Peter,“ sagte dringend die Mutter, „möchtest du nicht lieber Prediger werden?“

„Bei den Mormonen?“ entgegnete der Täufling. „Warum nicht?“

„Weshalb bei den Mormonen?“ fragte mißtrauisch der Pfarrer.

„Wegen der Vielweiberei,“ antwortete feck das Taufkind.

Die Mutter gab ihm einen Klaps: „Schlingel!“ rief sie aufrichtig erzürnt.

„Woher hat er diese Mucken?“ fragte erstaunt der Pate.

„Von dir!“ sagte Peter.

„Nein, hört den Spitzbuben!“ rief die Hebamme.

„Jetzt hab ich's,“ sagte der Junge. „Vater, könnte ich nicht Kaminfeger werden?“

An diesem Punkte brach man die Berufswahl ab. Immerhin prophezeite die Hebamme, daß aus Peter Klas einmal etwas Besonderes werden würde...!

Einige Wochen blieb Peter im Neste; dann wagte er sich auf den Ast hinaus. Er klammerte sich mit den Zehen fest, sträubte das Gefieder und rief laut: „Klas! Klas!“

„Warum schreiest du so?“ fragte freundlich der Hase von drunten.

„Schweinehund!“ rief Peter, ein von Menschen aufgeschnapptes Wort. Der Hase hörte nicht sobald das Wort Hund, als er Fersengeld gab.

Peter sah ihm verdutzt nach. Dann blähte er sich wieder auf und rief: „Klas! Klas!“

„Was ist das für ein Geschrei?“ fragte barsch der Dachs, der Feldhüter war. Er trug Sabel und Tschako und sah nicht zum Späßen aus.

„Der Hase hat gestohlen,“ kreischte Peter.

„Was gestohlen?“ Der Dachs zog Buch und Bleistift.

„Zwei Löffel hat er gestohlen.“

Der Dachs schrieb: Zwei Löffel hat er gestohlen. — „Was für Löffel?“

„Lange!“

Lange, notierte der Feldhüter. — „Silberne?“

„Nein, nicht silberne.“

Nicht silberne. — „Was für welche denn?“